

Auch Spießer denken das Neue

Wie verrückt muss man als ernstzunehmender Kreativer sein?

Von TANJA GABRIELE BAUDSON

Kreative unter (und neben) sich

»Sie sind Kreativer? Ach, einer dieser durchgeknallten, koksenden Werbefuzzis?« – das sind ja gleich drei Klischees auf einmal! Warum gerade die Werbung als die Kreativbranche schlechthin gilt, ist eines der großen Mysterien des Universums; noch viel hartnäckiger ist jedoch das Stereotyp, dass alle kreativen Menschen auch ein wenig verrückt sind oder zumindest Drogen in hinreichender Menge einwerfen, wenn es mit der Inspiration hapert. Allen voran natürlich die Künstler: Schriftsteller wie Ernest Hemingway (Alkohol), Klaus Mann (Heroin), Ernst Jünger (LSD) und Aldous Huxley (Mescaline); die Lyriker Charles Baudelaire (Opium) und Dylan Thomas (ebenfalls Alkohol, und das in unglaublichen Mengen), die Bipolaren (vulgo: Manisch-Depressiven) Robert Schumann und Virginia Woolf und der ohnehin völlig irre Klaus Kinski; die Liste ist lang.

Aber auch unter Wissenschaftlern finden sich die Auffälligen. Der Nobelpreisträger John Nash, durch den Film »A Beautiful Mind« berühmt geworden, litt an Schizophrenie; Sigmund Freud explorierte im Selbstversuch die Wirkung von Kokain, was damals



noch legal (und eine Zutat des geheimen Rezepts von Coca-Cola) war. Kokain war seinerzeit ebenso wie Heroin und andere Opiate frei in der Apotheke erhältlich und wurde sogar Kindern als Mittel gegen Zahnschmerzen verabreicht – eine Verbesserung der Laune der nö-
ligen Kleinen war da wohl garantiert. Ein weiteres Beispiel: Albert Hofmann, in den 1930er Jahren Chemiker bei Sandoz, entdeckte auf der Suche nach einem Migränemittel das Lysergsäurediäthylamid (und probierte ebenfalls im mutigen Selbstversuch aus, wie es wirkt, oft auch mit ähnlich aufgeschlossenen Freunden); LSD zog dann sogar eine komplette Stilrichtung, die psychedelische Kunst, nach sich.

Und nicht nur das: Der Psychologiedozent Timothy Leary veranstaltete in Folge dieser weitreichenden Entdeckung bei den Studierenden sehr beliebte Untersuchungen zu den Auswirkungen des LSD-Konsums, bis ihm die Schweizer Firma die Bestell- und Harvard die Lehrerlaubnis entzog.

Dass eine Verbindung zwischen Verrücktheit, Drogenkonsum und Kreativität besteht, liegt in Anbetracht dieser berühmten Beispiele nahe; aber der größte Teil der *creative class* ist doch erschreckend normal. Die meisten Wissenschaftler nehmen, abgesehen vom gelegentlichen Glas Rotwein (und natürlich großen Mengen Kaffee), keine Drogen, und auch Kunstschaffende im weitesten Sinne brauchen ihre geistigen Kräfte viel zu sehr, als dass sie sie durch schädliche Substanzen gefährden und sich dadurch ihrer Ausdruckskraft berauben würden. Natürlich sind die Exzentriker immer spannender als die braven Arbeiter am Schreibtisch oder im Labor. Wer auffällt, egal, ob positiv oder negativ, bleibt im Gedächtnis. Und nur wer auffällt, fällt auch den richtigen Leute auf – denen nämlich, die einen weiterbringen können. Das Klischee ein Stück weit zu bedienen, gehört vermutlich dazu. Seien wir ehrlich: Ein bisschen Exzentrik erwarten wir doch alle von einem Künstler.

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst der Normalität

Das war nicht immer so. So richtig modern wurde der Schuss Verrücktheit erst mit der Romantik, als auf einmal sehr viele Leute – das aufstrebende unternehmerische Bürgertum nämlich – sehr viel Zeit hatten. Zeit unter anderem, um sich künstlerisch zu betätigen, was deutlich interessanter ist, als nichts zu tun. Und weil Begabung eben nicht nur auf angeborenes Talent zurückzuführen ist, sondern auch viel Übung erfordert, gab es auf einmal sehr viele Leute, die recht anständige kreative Produkte zustande brachten. Das kratzt natürlich am künstlerischen Ego; und wer ist man eigentlich, wenn auf einmal alle das machen, was sonst zentrales Kennzeichen der eigenen Identität war? Ein neues Distinktionsmerkmal musste her, das klar zwischen »Genie« und reinem »Talent« trennte. Was bot sich da besser an als die Wiederbelebung des antiken Klischees? Schon

Aristoteles war überzeugt davon gewesen, dass Genie ohne einen Hauch Verrücktheit nicht denkbar sei; und genau das kultivierten nun die Künstler der Romantik. »Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt« – was sich wie eine poetische Beschreibung der bipolaren Störung liest, wurde nun Programm. Im Umkehrschluss hieß das: Wer nicht zumindest ein bisschen exzentrisch ist, kann auch kein Künstler sein. Rimbauds »épater les bourgeois«, das Aufschrecken der braven Bürger, fällt darunter. Nur nicht normal sein!

Nur eine schmale Brücke

Aber das Rauschhafte, Verrückte und Überdrehte ist eben nur eine Seite der Kreativität. Natürlich liefert ein solches Dauerfeuer der Eindrücke reichlich Stoff für neue Werke – aber wer ständig unter Beschuss steht, kommt nicht zur Ruhe, um diese Eindrücke neu zu sortieren. Und gerade das macht ja den kreativen Akt aus: der qualitative Schritt vom Bekannten hin zum Neuartigen, das Schaffen von Sinn aus dem scheinbaren Chaos der Vielfalt, die *creatio ex nihilo*. Um darin erfolgreich sein zu können, braucht es also nicht nur Stimulation, sondern auch Disziplin und Ordnung. Thomas Mann beispielsweise, der konsequent jeden Vormittag von neun bis zwölf an seinem (von seiner Frau) akribisch aufgeräumten Schreibtisch arbeitete und nach dem Mittagessen für aktuelle Projekte recherchierte, brachte es in 60 Jahren auf über 100.000 Seiten (und einen Nobelpreis für Literatur). Entsprechend sind die ruhigeren Perioden zwar weniger spektakulär, für die Kreativität jedoch mindestens genauso wichtig wie die Phasen, in denen man neue Eindrücke sucht und absorbiert. Diejenigen, die sich allein auf den Kuss der Muse verlassen, um ein neues Werk in einer ekstatischen Nacht-und-Nebel-Aktion zu Papier bringen zu können, müssen oft lange auf die Dame warten. Kreative wie Franz Kafka oder auch der Komponist Hugo Wolf, für die diese Art des Schaffens das künstlerische Ideal verkörperte, litten wahnsinnig darunter, wie Briefe und andere Zeitzeugnisse zeigen. In seiner ursprünglichen Bedeutung beinhaltet der Begriff des Wahns übrigens keineswegs Halluzinationen oder sonstige psychiatrisch relevante Kriterien, sondern beschreibt schlichtweg die Sehnsucht

nach dem Unerreichbaren, das diffus bleibt und sich deshalb niemals wirklich fassen lässt. »Hier, wo mein Wähnen Frieden fand – Wahnfried – sei dies Haus von mir benannt«, ließ Richard Wagner über den Eingang seiner Villa gravieren; und in der Tat fanden seine größten Werke, der *Ring des Nibelungen* und der *Parzifal*, ihren Abschluss auch hier, wo er endlich zur Ruhe kommen konnte. In diesem Sinne ist also jeder Künstler »wahn-sinnig« – auf der rastlosen Suche nach dem Ungewissen. Denn das unvollkommene Hier und Jetzt kann doch unmöglich alles sein ...

Can you spell painting without pain?

Gerade für diejenigen, die am meisten an der Welt leiden, kann Kreativität überlebenswichtig werden; denn sie bietet die Möglichkeit, der widersprüchlichen Realität Sinn zu verleihen, Erfahrungen auf einer höheren Ebene zu integrieren und somit Welten zu erschaffen, die ein Stück näher an das Ideal heranreichen als die unsere. Dieses Wissen wird in der Kunsttherapie praktisch genutzt; für viele Kreative, die an ihrer Empfindsamkeit bis hin zu psychischen Störungen leiden, funktioniert das jedoch ganz intuitiv. Ihr Schaffen trägt dazu bei, dass sie gesund bleiben – oder zumindest gesünder. Über eine einfache Flucht geht das deutlich hinaus. Problematisch ist jedoch – und auch das betrifft überwiegend die Sensiblen –, wenn man emotional so sehr im Leiden an der Welt verstrickt ist, dass die Distanz fehlt, um diese Erfahrungen zu verarbeiten. Und hier kommen die Drogen wieder ins Spiel, denn in diesem Fall kann Alkohol tatsächlich als »Selbstmedikation« dienen: Er stumpft das Erleben zumindest so weit ab, dass der Kreative überhaupt zum Arbeiten kommt. Ähnliches gilt für Aufputschmittel wie die »Kreativdroge« Kokain oder auch Ritalin, das eigentlich gegen Aufmerksamkeitsstörungen verordnet wird – so lässt sich's auch mal ackern bis zum Umfallen. Das ist natürlich eine Gratwanderung; und dass diese auch im Absturz enden kann, zeigen die Biographien vieler anfangs hochgelobter, letztlich aber doch gescheiterter Existenzen, die mit ihrem Erfolg und dem damit einhergehenden Druck nicht fertig wurden.

Rauschmittel ist also nicht gleich Rauschmittel, denn mit dem Konsum lassen sich ganz unterschiedliche Ziele verfolgen: zum einen die Dämpfung, um überhaupt arbeiten zu können, die für die Umsetzungsphase des kreativen Prozesses zentral ist. Aber auch in den frühen Phasen, in denen Erfahrungen gesammelt werden, in denen man das Wissen sacken lässt und scheinbar nichts macht, bis sich im Gehirn eine neue Ordnung auftut, können Drogen dazu beitragen, neue Erfahrungshorizonte zu erschließen und das Erlebte in einem Zustand der entspannten Halbtrance neu zu verbinden. Die Ausarbeitung fordert dann wieder konzentriertes Arbeiten und eine gewisse Distanz zu dem bisher Geschaffenen; hier ist es sinnvoller, neue Erfahrungen abzuschirmen.

Aber: Rauschmittel sind nur eine (und auch nicht unbedingt die optimale) Möglichkeit, in den frühen Phasen des kreativen Prozesses neue Erfahrungen zu sammeln und sich in der Ausarbeitungsphase emotional herunterzufahren. Das sehen wohl auch die meisten Kreativen so, die in dieser Hinsicht doch meist erstaunlich unspektakulär sind – und viel näher an der Welt der Normalen, als diese meinen. Dass sich die Hypothese vom verrückten Genie so hartnäckig hält, sagt womöglich weniger über das künstlerische Temperament als vielmehr etwas über die menschliche Natur im Allgemeinen aus – über unsere Faszination für das Ungewöhnliche und Befremdliche, wodurch wir uns vielleicht ein Stück weit die Illusion bewahren wollen, etwas so Herausragendes wie Kreativität erklären zu können. /